

Ein Fototermin

Er hatte sich einen geschichtsträchtigen Ort ausgesucht: Vom Fenster seiner Arbeitswohnung in der Behrenstraße blickte Rolf Hochhuth unmittelbar auf das Holocaust-Denkmal. Die grauen Stelen erinnerten ihn täglich an die Last der Geschichte. Das Brandenburger Tor liegt nur eine Minute Fußweg entfernt, ebenso die Wilhelmstraße, das wichtigste Behördenzentrum Preußens, des Deutschen Reiches und auch noch der DDR. Die Hannah-Arendt-Straße, parallel zur Behrenstraße, erinnerte ihn an die Philosophin, mit der er einen Briefwechsel geführt hatte. Es kann kein Zufall gewesen sein, dass er sich ausgerechnet dieses Viertel als letzten Standort ausgesucht hatte. Bei unserem ersten Besuch standen wir etwas ratlos vor dem sandgrauen Plattenbau mit den seltsam anmutenden Erkern. Zu DDR-Zeiten mochte das Gebäude zu den besten Wohnlagen gehört haben, vorbehalten nur Funktionären und linientreuen Beamten. Heute wirkte es wie aus der Zeit gefallen. Nur ein Stück weiter östlich, an der Ecke zur Wilhelmstraße, rissen Bagger gerade einen solchen Gebäudekomplex ab.

Der Dramatiker hatte uns zu sich gebeten, um über sein neues Buchprojekt zu sprechen. Seit vielen Jahren war er beim Rowohlt-Verlag unter Vertrag. Aber offensichtlich suchte er Kontakt zu kleinen, unabhängigen Verlagen, nachdem ihm bei Rowohlt für sein neues Buch eine Absage erteilt worden war. Eines Tages ging Angelika ans Telefon. „Hochhuth“, tönte es am anderen Ende. „Hochhuth – mit vier H! Kennen Sie mich?“ Selbstverständlich war ihr der Autor Rolf Hochhuth ein Begriff, wenn auch vor allem wegen seines weltberühmten Theaterstücks „Der Stellvertreter“, in dem er schon 1963 die unrühmliche Haltung des Vatikans zum Holocaust bloßgestellt hatte – ein Skandal und ein Riesenerfolg auf den Bühnen der ganzen Welt. Seitdem hatte er sich an der Geschichte abgearbeitet, immer wieder neue, umstrittene Stücke vorgelegt, Prosatexte, Romane, Gedichte publiziert, die fast immer unbequem waren. Ein meinungsstarker Autor also, im Westen

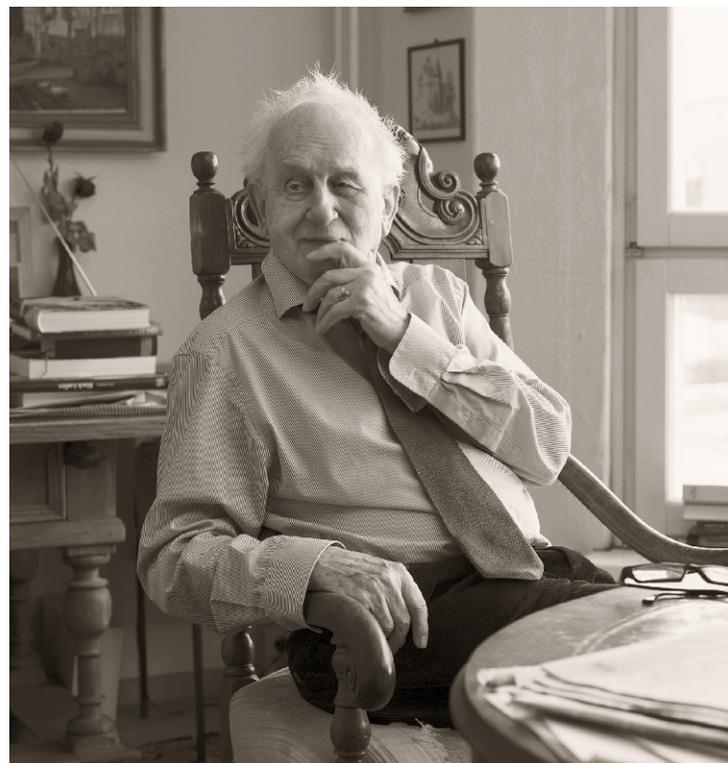
als Linker verschrien, im Osten als „bürgerlicher Autor“ nur deshalb aufgeführt, weil er im eigenen Lager so erbarmungslos austeilte.

Aber in den letzten Jahren war es still geworden um Rolf Hochhuth. Nun hatte uns der 85-Jährige sein neues Manuskript angeboten, einen Band mit Aufzeichnungen, wie er schon mehrere veröffentlicht hatte. Ihm war offenbar aufgefallen, dass in unserem kleinen Verlag nicht nur die biografischen Reihen erschienen, sondern auch belletristische Texte, bei denen meistens die „kleine Form“ dominierte, also kurze Prosa, Erzählungen und Aufzeichnungen.

Kurz nach Hochhuths Anruf steckte bei uns ein dicker Umschlag im Kasten, ein umfangreiches Konvolut kurzer Texte, die schon beim ersten Blick unverkennbar des Autors Hang zur Rundumkritik zeigten und überdies ständig zwischen den Zeitepochen wechselten. Nach einer Anekdote aus dem Wilhelminischen Deutschland konnten schon im nächsten Text Hintergrundinformationen zum Aufstand des 20. Juli 1944 gegen Hitler folgen, dann ein Text, der schonungslos die bundesrepublikanische Mittelmäßigkeit anklagte. Gegen etliche Politiker führte er grobe Attacken. So galt ihm ein ehemaliger Berliner Bausenator als „geisteskrank“. Weil er „... den Hausbesitzern Prämien zahlte, schlugen sie, Prolet (sic!) wie er, alle Kunst von jenen Häusern ab, die nicht schon Churchills Royal Air Force kaputt gebombt hatte...“ Gleich nach solchen Ausfällen konnten dann private, allgemein-menschliche Geistesblitze von herzenswarmer Deutlichkeit folgen. Dabei fiel mir sein manchmal eigenwilliger Umgang mit der Grammatik auf. Es würde viel zu glätten und zu überarbeiten geben, das stand fest. Vielleicht waren es ja auch diese schroffen und etwas schlampigen Satzgebilde, die zu seinem Zerwürfnis mit dem Kritiker Reich-Ranicki geführt hatten? In seinem Manuskript verwahrte sich Hochhuth äußerst ruppig gegen dessen Sprachkritik. Er fand sich sogar aus Reich-Ranickis Autobiographie *Mein Leben* gelöscht, die doch sonst so gründlich von all den Autoren berichtete, mit denen sich der Kritiker befasst hatte. Schon am Telefon

hatte ich Hochhuth auf die diskriminierende Passage hingewiesen und außerdem auf die vielen Doppelungen und die auffallenden Ähnlichkeiten zu seinem bereits bei Rowohlt veröffentlichten Aufzeichnungsband *Was vorhaben muß man*. Doch hatte er sich überaus geschmeidig gezeigt. Das sei eben, sagte er, „Thema und Variation“, wie es in der Kunst immer wieder vorkomme. Aber gut, alles, was mir als Wiederholung erscheine, solle ich streichen. Den verletzenden Ranicki-Passus zog er allerdings erst zurück, als ich ihm erklärte, er bliebe „nur über meine Leiche“ stehen.

So standen wir also im November 2016 zum ersten Mal vor jenem schmucklosen Plattenbau. In den Fluren des 5. Stockwerks trugen die Appartements lediglich Ziffern. Wir irrten ein wenig auf den Treppen umher, bis uns eine von Hochhuths jungen Mitarbeiterinnen öffnete. Hinter ihr stand – kleiner und zierlicher, als ich ihn mir vorgestellt hatte – der alte Mann und blickte erstaunt. Er habe seine Nichte erwartet, entschuldigte er sich. Offenbar hatte er unseren Termin vergessen. Sein durch eine Lähmung der linken Gesichtshälfte etwas verrutschtes Lächeln ließ ihn zerbrechlich wirken. Doch sollte er sich im Gespräch später als äußerst schlagfertig und witzig erweisen. Als er vor uns her in sein Arbeitszimmer ging, fiel mir auf, dass er barfuss ging. Ein runder Tisch mitten im Zimmer, überladen mit Büchern, Zeitungen, Fotos und allerlei Papieren, bot kaum noch Platz für die Kaffeetassen. Auch die chaotisch herumstehenden Stühle und Sessel, der Fußboden und die Fensterbretter verschwanden unter gewaltigen Papierstapeln – es herrschte eine beeindruckende Unordnung. Zwei Assistentinnen, offenbar Studentinnen, mühten sich redlich, etwas Platz zu schaffen, doch dauerte es eine Weile, bis endlich zwei Sitzplätze freigemacht waren. Sie nannten ihn „Rolf“, er rief sie „Schätzchen“, aber es war unübersehbar, welche Mühe sie mit dem Alten hatten. Auch ließ sich der Vertrag, den er uns eigentlich unterschrieben hatte übergeben wollen, trotz intensiven Suchens nicht finden. Schwieriger war es allerdings noch, ihn beim Thema zu halten. Es gab ja so viel zu besprechen, so viele Details seines



Rolf Hochhuth

Manuskripts bedurften noch der Klärung. Stattdessen schweifte er immer wieder ab, reihte eine Anekdote an die andere, bezog Stellung zu allen möglichen historischen Ereignissen und Persönlichkeiten und verfiel in einen sanften, beinahe andächtigen Plauderton, wenn er über Persönlichkeiten wie etwa den von ihm verehrten Maler Adolph von Menzel sprach. Man konnte ihm stundenlang zuhören, dem Sog seiner sanften Stimme folgen, sich einlullen lassen von seinem unwiderstehlichen Charme. Dann wieder schreckte man plötzlich zusammen, wenn er die steile These in den Raum stellte, die amerikanischen Wähler hätten sich gottlob gegen Hillary Clinton entschieden. Sie habe einen Krieg mit Russland geplant. Gottlob hieße der neue Präsident Donald Trump. Aber war Rolf Hochhuth nicht schon immer für Provo-

kationen gut gewesen? Hatte er nicht den baden-württembergischen Ministerpräsidenten Filbinger als „furchtbaren Juristen“ entlarvt, der noch am Kriegsende Deserteure zum Tod verurteilte? Seine Streitigkeiten mit Politikern und Kulturfunktionären waren legendär, darunter sein Dauerstreit mit dem Indentanten Klaus Peymann, der Hochhuth, dem Besitzer des Berliner Ensembles, immer wieder die Aufführung seiner Stücke verweigerte. Oft hatte er sich zwischen die politischen Lager gestellt, ja es kam sogar vor, dass er für die rechtslastige „Junge Freiheit“ schrieb. „Ich habe eben ein Renitenzgen vererbt bekommen,“ hatte er seinen Kritikern erklärt. Ich ahnte damals schon, dass wir es mit einem schwierigen Partner zu tun haben würden.

Wir verabschiedeten uns allerdings überaus freundlich. Er nannte uns „Verleger der nächsten Generation“, dabei waren wir selbst längst in einem „seriös“ zu nennenden Alter. Auch der Titel seines Werkes stand schon fest: Es sollte *Eiffelturm Titanic Mondlandung Mindestrente* heißen, nach einem der Aphorismen im Buch. Der Titel erschien uns zwar etwas seltsam, entsprach dem heillosen Durcheinander im Text des Buches aber recht gut. Auch meine Gestaltung gefiel ihm. Wir hatten einen berühmten Autor gewonnen und versprachen uns viel davon. Er hatte uns sogar seinen Briefwechsel mit Hannah Arendt und mit Ernst Jünger angeboten. So kam es zu jenem Fototermin im Januar 2017, bei dem ein Porträt für den Abspann des Buches und einige Bilder für die Werbung entstanden. Seine Haushälterin bot uns Kaffee an, Gebäck und Obst, während wir auf ihn warteten. „Herr Hochhuth braucht seine Zeit. Er ist noch im Bad und rasiert sich.“ Und mit etwas Ironie fügte sie hinzu: „Er ist etwas eigen. Wenn man aber weiß, wie man ihn zu nehmen hat, kommt man gut mit ihm aus.“ Aus dem Badezimmer erschallte seine Stimme. Sie reichte ihm seine Sachen hinein. Wir saßen derweil wieder an dem überladenen Tisch und hatten Zeit, uns etwas umzusehen. An den Wänden hingen neben einem Originalgemälde von Walter Leistikow einige berühmte erotische Kunstwerke – offenbar Reproduktionen. Zwischen den Sedimenten eines arbeitsreichen Lebens warf der Teppichboden

Wellen wie der Meeresstrand bei Ebbe. Dann erschien Rolf Hochhuth endlich, wie immer korrekt gekleidet, mit fein gestreiftem Hemd und wieder barfuß. Die Krawatte benötigte er, erklärte er lächelnd, weil sich sonst beim Sitzen der Bauch zu sehr vorwölbe. „... so wird er ordentlich in zwei Hälften geteilt.“ Nur sein weißes Haar stand etwas wirr auf dem runden Schädel. Angelika hatte inzwischen die Kamera aufgestellt und fotografierte, während wir sprachen. Er plauderte munter drauflos und bot uns die Herausgabe einer neuen Anthologie an, die er „Unter den Linden Bibliothek“ nennen wollte. Sie sollte Texte vergessener Autoren enthalten. Und unser kleiner Verlag sei genau der richtige dafür. Auch von den erwähnten Briefwechseln sprach er wieder. Ich zog interessiert die Augenbrauen hoch. Ganz unvermittelt erzählte er dann, dass ihm der Arzt das Fahrradfahren verboten hätte. „Wenn Sie stürzen, heilt das nicht mehr“, hatte er gesagt. Er sei sein Leben lang Fahrrad gefahren. Noch heute fühle er sich sicherer auf dem Rad als zu Fuß. Auch wollte er uns für das Frontispiz noch eine Porträtzeichnung des Künstlers Johannes Grützke schicken. „Der hat allerdings einen Fehler gemacht, als er sich eine junge Frau zugelegt hat“, schmunzelte er. „Als Geliebte ist so eine Junge wunderbar,“ merkte er an, „aber ehelich, und dann dreimal die Woche, und dann nochmal zwei Kinder mit ihr, so was bricht so manchem älteren Herrn das Genick!“ Ich erinnerte mich an einen Aphorismus im Buch, in dem er den Jammer eines alten Mannes beklagt, dem es nicht mehr gelingt, die Ehe zu vollziehen. Als wir ihn verließen, fühlten wir uns erschöpft und seltsam beunruhigt. Wir beschlossen, erst einmal dieses Buch zu Ende zu bringen, und dann zu entscheiden, wie wir mit all seinen Vorschlägen umgehen wollten.

Das Buch erschien pünktlich zu Leipziger Buchmesse 2017 und fand zunächst reges Interesse. Wir hatten sogar eine Lesung vereinbart, abends im „Club International“, einem Wirtschaftsforum in der Leipziger Innenstadt. Der Saal war auffallend gut besetzt, ein großer Erfolg schien sich anzubahnen. Rolf Hochhuth erschien pünktlich, begleitet von seiner Nichte, die ihn nach Leipzig

chauffiert hatte. Das Jackett hatte er locker um die Schultern gelegt und blickte wach und interessiert in die Runde. Doch dann kam es beinahe zu einem Eklat: Man hatte für uns zwei Sessel bereitgestellt, dazwischen ein Tischchen mit Wassergläsern. Doch plötzlich durchlief ihn ein Zittern, und seine Miene verfinsterte sich. „Wenn ich kein Stehpult bekomme, fahre ich gleich wieder ab!“ verkündete er. „Im Sitzen kann ich nicht lesen, da fehlt mir die Luft.“ Er beruhigte sich erst, als die Veranstalter rasch ein Stehpult herbeiholten. Dann las er im Stehen einige Passagen aus dem *Eiffelturm* und stellte sich den Fragen des Publikums. Da allerdings kamen mir Zweifel auf. Einige junge Männer, die offensichtlich dem rechten Spektrum zugehörten, fragten ihn zur politischen Lage der Gegenwart aus. Seine Antworten waren mitunter widersprüchlich. Noch einmal lobte er Donald Trump, doch dann wieder linke Politiker und empörte sich über das soziale Unrecht in Deutschland, über das Schicksal einer Supermarktkassiererin etwa, die man wegen eines aufgesammelten Leergutcoupons entlassen hatte. Das Publikum hing an seinen Lippen. Offenbar traf er besonders den Nerv des ostdeutschen Publikums. Im Foyer konnte er zahlreiche Bücher signieren. Etliche Zuhörer brachten ihre gesammelten Hochhuth-Bücher mit und baten um seine Unterschrift. Wieder hofften wir auf einen großen Erfolg. Nach einem kurzen Imbiss drängte Hochhuth seine Nichte zum Aufbruch und verschwand so schnell, wie er gekommen war.

In den folgenden Wochen bemühten wir uns pausenlos um Bestellungen aus dem Buchhandel. Doch es blieb geradezu auffallend ruhig. Die meisten Buchhändler winkten dankend ab. Nach einigen wenigen Vorbestellungen blieben weitere Bestellungen aus. Das änderte sich auch nach Monaten nicht. *Eiffelturm* *Titanic* *Mondlandung* *Mindestrente* blieb ein großer Flopp!

Im Herbst desselben Jahres rief uns Rolf Hochhuth an und erkundigte sich, weshalb es so wenig Resonanz gäbe. Und wann wir denn nun die *Unter den Linden*-Bibliothek in Angriff nehmen wollten. Als ich zögernd anführte, dass es ja das Rowohlt-Buch gäbe, das so viele ähnliche Passagen enthalte und erwähnte, dass

er den *Eiffelturm* ja auch seinem Stammverlag angeboten, von dort aber eine Absage erhalten hatte, schlug plötzlich seine Stimme um. „Wollen Sie damit sagen, dass ich ein Lügner bin?“ fauchte er. Dann legte er auf. Meine Antwort wollte er nicht mehr zur Kenntnis nehmen. Ganz offensichtlich hatten wir alle die Zugkraft seines Namens überschätzt. Der Buchhandel schien ihn vollkommen zu ignorieren. Einige Wochen später war er erneut am Telefon, freundlich und mit Schmelz in der Stimme. Er wolle uns ein neues Buch anbieten, verkündete er und meinte damit eine Anthologie mit Gedichten und Prosatexten deutscher Dichter, die sich mit Mühlen befassten – einem „mythischen Topos in der deutschen Literatur“, wie er es nannte, illustriert von berühmten Malern, wie Caspar David Friedrich, Menzel und anderen. Das Buch hatte er vor langen Jahren einmal herausgegeben und eine Neuausgabe wäre nun zwingend erforderlich. Ich lehnte das so diplomatisch wie möglich ab und fragte stattdessen nach seinen Briefwechseln mit Arendt und Jünger. Doch leider hatte er die schon einem anderen Verlag übergeben. Sie sind allerdings bis heute nicht erschienen (Rolf Hochhuth war übrigens der einzige deutsche Schriftsteller, der Ernst Jünger nach dessen Tod 1998 das letzte Geleit gab).

Wir hörten dann einige Zeit nichts mehr von ihm, abgesehen von einem Zeitungsartikel, der einen furiosen Auftritt schilderte: Der Dramatiker hatte an einem Forum teilgenommen, das über die Zukunft der beiden Ku-Damm-Bühnen „Theater am Kurfürstendamm“ und „Komödie am Kurfürstendamm“ beriet, die wegen des Abrisses des „Kudamm-Karree“ ihren Spielort verlieren sollten. Sein ganzer Frust über die Unfähigkeit des Berliner Senats und überhaupt des ganzen Kulturbetriebs in der Hauptstadt hatte sich da Luft gemacht. Schimpfend und Türen knallend hatte er den Saal verlassen. Noch einmal hatte er sich eingemischt, engagiert und rücksichtslos, wie er es sein Leben lang getan hatte, wenn ihm ein Unrecht unerträglich schien.

Rolf Hochhuth starb am 13. Mai 2020 im Alter von 89 Jahren. Unser Buch war sein letztes.